

BOTSCHAFT DER BÜCHER

Der Text enthält Hauptgedanken des Vortrages über »Deutsche und Polen in ihren literarischen Wechselbeziehungen«, den der Autor am 7. 10. 1971 bei der Tagung des Wangener Kreises in Konstanz gehalten hat.

Die historischen Spannungen zwischen Polen und Deutschland kennt man genau genug. Glücklicherweise hat aber das angestrengte Verhältnis zwischen Ost und West auch eine freundliche Kehrseite: den permanenten geistigen Austausch; die gegenseitige Anziehungskraft und Wechselwirkung; das Verständnis füreinander; die Gemeinsamkeit der Kultur. Deshalb will ich versuchen, eine Chronik zusammenzustellen, die nicht die Schlachten und Morde, nicht die territorialen Eroberungen als summa historiae aufschreibt und überliefert, die sich gegenseitig Greuelthaten, Tote, Mißhandelte und Gefangene, Erschossene und Verbannte aufrechnet. Ich denke an eine Chronik, die nicht die Dummheit dämonisiert und die totalen Vorurteile präjudiziert. Ich denke an eine Chronik, die alles Trennende, Verletzende, Vergewaltigende verachtet, es dem Schweigen überliefert und zum Sterben an sich selbst verurteilt. Eine Chronik, die die nationalen Komplexe heilt und den Verbindungslinien nachgeht, um sie zu Freundschaftsknoten zu binden; die Gemeinsamkeit fördert und Gemeinschaften begründet. Ich denke an eine Chronik, die nicht die Friedhöfe, sondern die Sternstunden der Menschheit registriert.

Ein verantwortungsloser Calembourist hatte einst das verhängnisvolle Wortspiel geprägt: »Slawen sind Sklaven«. Der reimfreudige polnische Volksmund konterte unvermittelt mit dem Gemeinplatz »Jak świat światem, nie będzie Niemiec Polakowi bratem« (Solange die Welt besteht, wird der Deutsche

dem Polen niemals Bruder). So war ein Vorurteil entstanden, und es verbreitete sich, wie alle Vorurteile, mit der Unaufhaltsamkeit einer Pest. Wenn wir es endlich abbauen wollen, dürfen wir nicht übersehen, daß die Beschäftigung mit deutsch-polnischen kulturellen Wechselbeziehungen einiger Verdachtsmomente nicht entbehrt: Schatten politischer Vergangenheit werden heraufbeschworen, peinliche Assoziationen geweckt. Um es aber gleich zu sagen: Hier geht es nicht um den »Kulturträger«-Mythos, um das »Drang-nach-Osten«-Gespenst. Es geht nicht darum, wer vor wem oder gegen wen im Vorsprung war, sondern um den Nachweis eines einigenden Kreislaufs von Beziehungen, eines Terrains der Wechselseitigkeiten, das weithin sichtbar gemacht zu werden verdient. Es geht darum, zu belegen, daß Menschen zu allen Zeiten – den Vorurteilen zum Trotz – auch zueinander strebten, trotz aller Probleme der Priorität, der Macht, der Geltung oder der Vergeltung.

Bei Markiewicz¹ lesen wir, daß die polnischen Literaturforscher für ihren eigenen Gebrauch gern die paradoxe Äußerung des Philosophen Leszek Kolakowski paraphrasieren: »Es ist sicher [...], daß im Falle des ›philosophischen‹ Einflusses nicht derjenige aktiv ist, der Einfluß ausübt, sondern derjenige, auf den der Einfluß ausgeübt wird: Die Rezeption der Vergangenheit kommt nicht von ihrer immanenten expansiven Kraft, sondern von Versuchen, die die Gegenwart unternimmt, um in der Vergangenheit Anregungen zu finden, die ihr helfen werden, ihre eigenen, d. h. die ihr von der Epoche gestellten Fragen neu zu beantworten.«² Es liegt also nahe, sich in erster Linie an polnische, an osteuropäische und weniger an deutsche Quellen zu halten. Damit erfüllt man zugleich einen Nebenzweck, nämlich den der Information über weniger zugängliche oder geläufige Texte und Autoren.

Im Herbst 1962 wurde in Budapest anläßlich des Kongresses osteuropäischer Komparatisten der Plan gefaßt, in Gemeinschaftsarbeit eine synthetische Geschichte der Literaturen der Völker Osteuropas auf vergleichender Basis zu erarbeiten. Zu

diesem Plan liegen bereits Teilergebnisse vor, so der Moskauer Sammelband über Wechselbeziehungen und Wechselwirkung zwischen Nationalliteraturen (1961), ein Budapester Kompendium über vergleichende Literaturwissenschaft in Osteuropa (1963) und ein Ost-Berliner Sammelwerk über aktuelle Probleme der vergleichenden Literaturforschung (1968). Einer der Initiatoren des Plans, der Ungar Gy.M.Vajda, hebt die Mittlerrolle der deutschen Sprache hervor und nennt Deutschland das »Vermittlerland«³, dem diese Rolle geographisch zukommt. Ich würde sagen: aufgebürdet wird. Vajda stellt in der Entwicklung der deutschen Literatur den »Übergangscharakter zwischen West und Ost«⁴ fest und meint, diese Literatur habe in ihrem Einflußbereich eine fortschrittliche Rolle gespielt. Die Idee der Volkspoesie zum Beispiel, die bei Herder und Bürger »stark antifeudalen Charakter«⁵ zeigte, hat unter anderem die Idee des Weltbürgertums geschaffen. Ihre politische Entsprechung waren der Völkerfrühling und die politisch-kulturellen Bewegungen des 19. Jahrhunderts, in deren Folge die nationale Befreiung der kleinen Völker gerade im osteuropäischen Raum verwirklicht werden konnte. Julius Dolanský, Professor an der Karls-Universität in Prag, begründet die »außerordentliche« Bedeutung des deutschen Schrifttums, die es »für die osteuropäischen Literaturen [...] gehabt hat und auch weiterhin hat«, geohistorisch: »Unter allen übrigen westeuropäischen Literaturen war uns diese stets schon durch die geographische Lage am nächsten. Eine Reihe von Ländern des sogenannten Osteuropa grenzen von jeher unmittelbar an deutsches Gebiet. Der größte Teil unserer Literaturen stand seit ihrer Entstehung mit der deutschen Kultur in Beziehungen . . .«⁶

Dolanský sieht das literarische Schaffen der slawischen und der baltischen Länder, aber auch der ungarischen, rumänischen und anderer, »in der Nähe und in Symbiose mit der deutschen Kultur [...], das verpflichtet uns, auch bei der Verarbeitung einer gesamt-osteuropäischen Literatursynthese die deutsch-slawischen bzw. die deutsch-osteuropäischen literarischen Beziehungen voll in Betracht zu ziehen. Ohne sie wäre eine der-

artige wissenschaftliche Synthese weder wahrheitsgetreu noch überhaupt möglich«.

-
- ¹ H. Markiewicz, Entwicklungsprobleme und Ergebnisse der vergleichenden Literaturforschung in Polen, in: Aktuelle Probleme der vergleichenden Literaturforschung. Herausgegeben von G. Ziegengest, Akademie-Verlag Berlin 1968, S. 134.
- ² Leszek Kołakowski, Jednostka i nieskończoność, Warszawa 1958, S. 611 f.
- ³ Gy. M. Vajda, Stand, Aufgaben und methodologische Position der vergleichenden Literaturwissenschaft in Ungarn. In: Aktuelle Probleme 1968, S. 97.
- ⁴ Gy. M. Vajda, Die deutsche Literatur zwischen Ost und West. In: Nemet filologiai tanulmányok II, Debrecen 1966, S. 5—21.
- ⁵ Studien zur Geschichte der deutsch-ungarischen literarischen Beziehungen. Herausgegeben von L. Magob, G. Steiner, W. Steinitz, M. Szabolcsi und Gy. M. Vajda, Berlin 1968, S. 97.
- ⁶ J. Dolanský, Zum Projekt einer gesamt-osteuropäischen Literatursynthese. In: Aktuelle Probleme 1968, S. 76—77.

In den Biographien der Dichter und Schriftsteller finden sich zahlreiche Beweise dafür, wie stark die Anziehungskraft der Gegensätze zwischen Deutschen und Polen und auch wie inspirativ sie sein kann. Tadeusz Rittner und Stanisław Przybyszewski dichteten vor siebzig Jahren in beiden Sprachen: polnisch und deutsch. Przybyszewski, eine der aufregendsten Erscheinungen um die Jahrhundertwende, am Gopło-See, der legendären Wiege des polnischen Staates geboren, mit den Mythen seines Landes seelisch vorbelastet, vom Dämon der Musik besessen, erotomanisch, von einer satanischen Vorstellungskraft, reifte in Berlin zum »Schriftsteller von Rang . . . mit dem schwer auszusprechenden Namen«. Wer weiß, wie sein Weg ausgesehen hätte, wenn er, der haltlos »geniale Pole«, nicht deutsche Freunde gefunden hätte, die ihn in seinen häufigen Krisen halfen. Przybyszewski — an Byron, Shakespeare,

Chopin, Goethe, Heine, Dostojewskij und Nietzsche geschult – war im Kreis Dehmels, Bierbaums, Hartlebens zu Hause und schrieb seine ersten großen Dichtungen und Essays (Totenmesse, Vigilien, Nietzsche und Chopin) in deutscher Sprache. Otto Julius Bierbaum hat ihn in Stilpe, dem »Roman aus der Froschperspektive«, als Kasimir den Fugenorgler porträtiert. Aus Berlin, wo ihm das »Junge Skandinavien« und das »Junge Deutschland« bekanntgeworden waren, brachte Przybyszewski 1898 den modernistischen Impuls nach Krakau mit, der dann als »Junges Polen« den literarischen Jugendstil an der Weichsel geprägt hat. Von 1906 bis 1919 lebte Przybyszewski wieder in Deutschland, und zwar in München. Der führende Dichter des »Jungen Polen«, Jan Kasprowicz, hatte seine Kindheit ebenfalls in Deutschland verbracht und zeitlebens enge Beziehungen, auch als Übersetzer, zur deutschen Literatur unterhalten. Auch der größte Lyriker über jene Zeit hinaus, Boleslaw Leśmian, genoß einen Teil seiner literarischen Bildung in Deutschland, und es war für ihn, wie seiner Korrespondenz zu entnehmen ist, eine angenehme und fruchtbare Zeit gewesen. Seinem Herausgeber Zenon Przesmycki (Miriam), dem Redakteur der »Chimera«, schrieb er oft aus München auf Bildpostkarten (»Partie aus dem Hofgarten«, »Villa Lenbach«, »Café Luitpold«):

München, 29. 5. 1903

Ich bin bezaubert von der Reise. Salzburg, wo ich zwei Stunden war, erschien mir wie ein Traum. Wien hat mich mit seiner Enormität erdrückt. München – ist ein wahres Wunder ... Hier gibts in München einen gewissen H[errn] Marchlewski (Spekulant), der eine Verlags-Übersetzungs-Gesellschaft gegründet hat. Bald werden deutsche Übersetzungen von Berent, Żeromski, Reymont, Orkan und von anderen erscheinen . . .

Gisela Str. 15

Pension Gisela III Stock N. 15

München, 13. 8. 1903

Hier ist es besser als in der Udziałowa.

Boleslaw

Die Zeitschrift *Zdrój* (Quelle) in Posen orientierte sich in den Jahren 1917–1921 an den deutschen Expressionisten, die sie häufig in Übersetzungen vorstellte, während sie eine polnische Version des Expressionismus durchzusetzen versuchte.

Unverkennbar ist der Einfluß, den Franz Kafka auf Bruno Schulz ausgeübt hat. Der polnische Zeichenlehrer aus Droho-bycz hatte sich nachweislich mit Kafka beschäftigt. Aufschlußreich ist der Vergleich der Stücke von Georg Kaiser (Gas I und Gas II, 1918 und 1920) mit den Dramen von St. I. Witkiewicz (Witkacy, z. B. *Die Schuster* 1934), worauf Andrzej Wirth 1964 in Florenz (Convegno Internazionale di Studi sull' Espressionismo) hingewiesen hatte.

Großartige Übersetzer deutscher Dichtung jener Zeit waren Leopold Staff und Witold Hulewicz.

Jarosław Iwaszkiewicz hatte vor kurzem (1970) als Gast des Verbandes deutscher Schriftsteller in Stuttgart in seiner Freundschaftsrede unterstrichen, daß er Deutsch als erste Fremdsprache gelernt hatte. Die Spuren deutscher Lektüre können bei ihm in zahlreichen Gedichten und Prosawerken verfolgt werden, so in den Bänden *Die Liebenden von Verona* und *Heimkehr nach Europa*, dann im Motiv der Freundschaft zwischen Henryk Sandomierski und Friedrich Barbarossa in den *Roten Wehrschildern*, in der Einbeziehung von Goethe-Zitaten in sein opus vitae *Ruhm und Ehre*, schließlich in seinen Übersetzungen aus dem Deutschen, darunter einiger George-Gedichte.

Die Bücher waren und blieben zwischen Deutschen und Polen die treuesten und zuverlässigsten Botschafter.

DAS URBILD DES ÜBERSETZERS HIERONYMUS

Ich habe oft über die unbewältigte Pathologie des Übersetzers nachgedacht. Meine Gedanken suchten Stütze bei den Ahnen (Schlegel, Tieck, Novalis, Schleiermacher, Luther) und blieben doch am liebsten bei dem ersten stehen, bei Sankt Hieronymus, dem Übersetzer-Urbild, Vorbild, Schutzpatron, wie ihn Valéry Larbaud in dem Essay »Sous l'invocation de Saint Jérôme« bezeichnet hatte.

Es ging schon eine eigenartige akustische Verbindung hin von St. Jérôme zu meinem eigenen Lehrer und Patron Żeromski.*) Nach ihm hieß auch die polnische Schule, die ich besucht habe und wo ich zu übersetzen anfang — damals aus dem Lateinischen und Deutschen ins Polnische. Von Jérôme über Żeromski war mein Weg als west-östlicher Übersetzer so ziemlich zwingend vorgezeichnet.

Mich reizte Jérôme allerdings nicht — wie Larbaud — zur Anrufung, sondern zur Anbetrachtung. So habe ich es mir zur Gewohnheit gemacht, auf meinen Reisen in Museen, Galerien und Kirchen nach den Bildnissen des »Doctor Doctorum, Doctor Maximus« Ausschau zu halten, um zu erfahren, welche Ansicht von ihm die deutschen, holländischen, italienischen, die spanischen und die angelsächsischen Meister verschiedener Zeiten hatten. Allein die Lebensbahn des »Heiligen der Übersetzer« war für mich eine Art von Parabel.

Hieronimus, unter Slawen geboren, Lateiner durch literarische Bildung, hatte purpurne Gewänder wie Bettlerlumpen

*) Stefan Żeromski (1864—1925), Schriftsteller des Umbruchs, von großer Wirkung auf die polnische Literatur nach dem Ersten Weltkrieg, von seinem Land für den Nobelpreis 1924 vorgeschlagen, den dann allerdings Reymont bekommen hat.

gekannt und mit der gleichen Selbstverständlichkeit getragen. Er war Prediger im Westen und Eremit im Osten, ebenso in Rom wie in der Wüste zu Haus. »Wer sich selbst und andre kennt, / Wird auch hier erkennen: / Orient und Okzident / Sind nicht mehr zu trennen.«

Für den Portugiesen Teixeira de Pascoaes, aber auch für die meisten anderen Biographen war er ein Sturmheiliger und Verkünder einer zum Kult erhobenen Freundschaft. Er war fasziniert von der Idee des Lebens, das im Buchstaben steckt. Seine Empfindsamkeit für dessen Formen war ungewöhnlich, er suchte und achtete in ihnen die Ordnung. Er war ein Heiliger, der die Stufen der Laster und der Leidenschaften absolviert hatte. Eine Symbolfigur des Übergangs und der Verwandlung, wie seine Zeit selbst, unterwegs vom Altertum zum Mittelalter, Cicero und Christus gleichermaßen verfallen. Ein Grenzgänger. Einer, der in der Zerrissenheit seiner Zeit eine Klammer sein wollte. Asketischer Ästhet. Furchtlos vor den Mächtigen, hilfsbereit gegen die Bestie. Lyrisch-gütig für seine Freunde und satirisch-bissig für seine Gegner.

Diese Einheit der Gegensätze und Widersprüche, verkörpert in der Gestalt des St. Hieronymus, wird besonders deutlich, wenn wir ihn auf den Bildern der großen Meister betrachten. Pierro della Francesca hat Hieronymus den Kopf des Sokrates aufgesetzt, den halbnackten Greis von einem purpureschmückten Patrizier anbeten lassen. Colantonio Napoletano hat seine Güte und Anhänglichkeit in der Freundschaft mit dem König der Wüste, dem Löwen, in den Mittelpunkt gestellt. Jusepe de Ribera gab ihm das strenge Antlitz eines Inquisitors, der die tödlichen Gedanken für die nächste Auseinandersetzung sammelt, Caravaggio ließ auf seiner Leinwand rechts und links zwei kahle Kugeln aus dem Dunkel hervorleuchten: den Totenschädel auf dem Buch (Vergänglichkeit und Ewigkeit) und auf der anderen Seite den lebendigen strahlenden Schädel Hieronimi (Dauer des Augenblicks). Bei Tiepolo ist Hieronymus leidend, wenn auch im Prachtgewand eines Bischofs, geschmückt mit viel Brokat und einem Hirtenstab aus Gold. Francesco

Barbieri hat ihn im Oratorio di S. Giovannino zu Rimini als Sancto Girolamo nel deserto venezianisch, weich, chromatisch, nicht kniend, sondern auf gegrätschten Beinen, in dramatischer Pose, gegen die bedrängnisvolle Natur gestemmt gemalt. Aus dem finsternen Gewitterhimmel posaunt ihm gerade ein Engel einen guten Einfall herunter, und des Übersetzers Schreibpult ist wie ein Altar.

Der große Hieronymus-Altar von Jakob Cornelisz van Amsterdam zeigt ihn in der Umgebung von Frauen (was man dem Übersetzer kirchlicherseits schon zu Lebzeiten zum Vorwurf machte); Reymerwaele hat dem typographischen Schmuck der aufgeschlagenen Schrift besondere Liebe geschenkt und neben das Buch ein Vergrößerungsglas gelegt. Ein Tip für alle: bei Lektüren genauer hinzusehen!

Lucas Cranach d. Ä. hatte den Ur-Übersetzer gleich mehrmals gemalt. Zwei seiner Bilder sind im Kunsthistorischen Museum in Wien zu sehen, eins davon 1502 signiert. Es zeigt Hieronymus kniend vor dem Kruzifix, aber in der Gebärde des Protests. Die leidenschaftliche Linke reißt am Bart, das derbe Hemd ist zerrissen, das Wundmal auf der Brust offen, die Rechte, mit dem Stein bewaffnet, holt gerade zum Wurf aus. Hier ist der Ungezügelmte, der arme, purpurlose Streiter sichtbar, der heftig seine Argumente schleudert. Es fehlt in dieser Landschaft die Geborgenheit von Albrecht Dürers Gelehrten-Handwerksstube und auch die Eleganz der Interieurs im Renaissance-Palazzo des Antonello da Messina. Auf dem Bild des Italieners war der Löwe im Dunkel fast verschwunden; den lichten Vordergrund beherrschte ein selbstgefälliger Pfau. Wie anders dagegen erscheint der Übersetzer auf dem Bild von Albrecht Bouts, der ihn als demutsvollen, schuldbewußten Büsser zeigt, in dunkler Mönchskutte mit Strick, auf Steinen.

Auf einem Bild, das ich in Boston entdeckt habe, einem Bild aus der Werkstatt des Paolo Veronese, beherrscht das Ganze die ausgestreckte Rechte des Hieronymus, ein schlanker, asketischer Arm und eine fleißige, feinnervige Hand. Sie streckt sich durchs Bild wie eine Hängebrücke von rechts nach links. Neben

dem Totenkopf und dem Schreibgerät steht die unübersehbare Sanduhr, und ihr fallender Sandstaub scheint an die im kleinen Streit und Müßiggang vergeudeteten Minuten, Stunden und Tage — Tagungen — zu gemahnen.

Was mir stets auffiel: fast alle Hieronymus-Bilder wirken wie gemalte Mahnungen und Lehrsätze. Auf dem Bilde von Joos von Cleve, das etwa 1520 entstanden ist und in der Sammlung des The-Fogg-Art-Museums der Harvard-Universität hängt, scheint das Rot des Mantels über den Rahmen hinaus die ganze Wand wie ein rotes Meer zu überschwemmen. Dieses Rot des weltlichen römischen Purpur und der geistigen Kardinalswürde vereint die Passion von Glauben und Tat. Das Memento hat der Maler diesmal wörtlich in sein Bild hineingestanz: *Respice finem*. Ein Wort, das sich jeder Übersetzer morgens und abends vorsagen sollte: Bedenke das Ende. Der auf dem Bild von Cranach frei auf einem Ast sitzende Papagei ist hier bei Cleve eingesperrt in einen Käfig. Vielleicht auch das als Mahnung für den Übersetzer: es nicht zu bunt und nicht zu papageienhaft zu treiben.

Larbaud schrieb, wie ich eingangs sagte, eine Invokation auf Hieronymus, die er aus Zitat-Worten des Heiligen komponiert hatte: »O Doctor Optime ... aggrediar opus difficillium ... nunc te precor ... ut me ... juves, quo possim eodem spiritu quo scripti sunt libri in meum transfere sermonem.« — »Preiswürdiger Lehrer ... ich rüste mich zu einem Geschäft voller Schwierigkeiten, und jetzt schon bitte ich dich um deinen Beistand, daß ich imstande sei, dieses Werk in meine Sprache zu übersetzen, in dem gleichen Geiste, in dem es verfaßt worden ist.«

Die Probleme des Übersetzers von heute sind nicht anders als die des Übersetzers von gestern, und nicht anders als sie es morgen sein werden. Die modischen Attitüden wechseln, aber das Wesentliche, die wirklichen Kernfragen bleiben die gleichen. Sie sind längst angesprochen, ja zur Genüge vorgezeigt — am deutlichsten eben in der sehr farbigen Gestalt des Übersetzer-Urgroßvaters Hieronymus, des weisen Pilgers zwischen Ost und

West. Der Eremit und Exeget, der Lehrer und Vorkämpfer, der Wahrheitssucher, der Widersacher, der Künstler und Pedant, der Kritiker und Visionär, der Arme und der Purpurträger, der Moralist und Missionar, der Demutsvolle und der Samariter, dann aber auch der Mensch mit allen seinen Schwächen: Hieronymus hat uns die Problematik des Berufes eines Übersetzers vorgelebt und aufgeschrieben. Das alles stets in höchster Leidenschaftlichkeit — in der Passion.